

Zitierhinweis

Sieg, Ulrich: Rezension über: Jens Hacke, Existenzkrise der Demokratie. Zur politischen Theorie des Liberalismus in der Zwischenkriegszeit, Berlin: Suhrkamp, 2018, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung, 2019, 2, DOI: 10.15463/rec.89661129



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

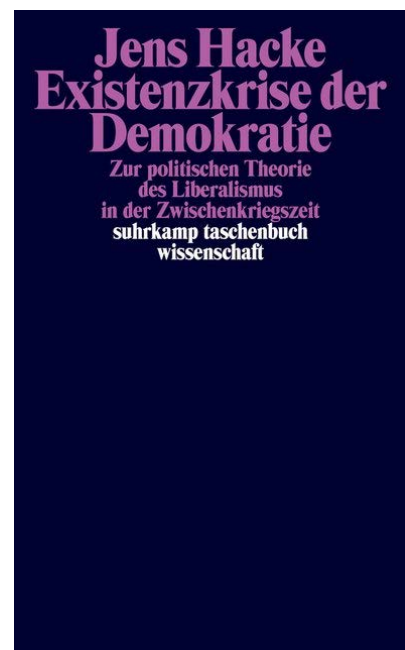


Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2019

Jens Hacke: Existenzkrise der Demokratie. Zur politischen Theorie des Liberalismus in der Zwischenkriegszeit.

Berlin: Suhrkamp, 2018 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Band 2250), 455 S., ISBN: 978-3-518-29850-3

Die Geschichte des Liberalismus in der Weimarer Republik wurde lange im Zeichen des Scheiterns geschrieben. Seine Vertreter hätten, so das Ondit, kein Rezept für die drängenden Zeitprobleme gehabt und dem Aufstieg des Nationalsozialismus hilflos zugesehen. Dass dies eine höchst einseitige und überdies unfaire Deutung ist, zeigt Jens Hacke in seiner preisgekrönten ideengeschichtlichen Studie. Sie behandelt jene Intellektuellen, die sich ganz ausdrücklich zum Liberalismus bekannten, obwohl er in der jungen Republik rasch zum „Feindbegriff“ (S. 26) wurde. Es geht dabei um Diskurse, in denen Liberale Lösungen für die aktuellen Probleme suchten. Vor diesem Hintergrund fragt Hacke nicht nach einer umfassenden Definition von Liberalismus, ihm genügt, dessen Verfechter in der Auseinandersetzung um liberale Prinzipien zu beobachten. Seine Entscheidung, vor allem die harten Konflikte um den Erhalt der liberalen Demokratie zu erörtern, hat kompositorische wie heuristische Vorteile. Sie gestattet die anschauliche Schilderung der großen Debatten und hilft bei der Identifikation ihrer ausschlaggebenden Momente. Inhaltlich werden zuerst konkurrierende „Vorstellung[en] von Bürgerlichkeit“ (S. 38) und die „Dekonstruktion neuer antiliberaler Gemeinschaftssemantiken“ (S. 39) erörtert, welche die fragile politische Kultur Weimars nachhaltig prägten. Die beiden anderen Hauptthemen, die Entwicklung des Konzepts „wehrhafter Demokratie“ und die gestiegene soziale Verantwortung liberaler (Wirtschafts-)Politik, waren ebenfalls Ausdruck der Republikkrise, reichten aber bis in die zweite Nachkriegszeit.



Die Vorgeschichte der Weimarer Republik wird knapp und sicher skizziert. Bei allen Vorbehalten angesichts der schwankenden Bürgerlichkeit im Fin de Siècle folgt Hacke der Auffassung Thomas Nipperdeys, dass die wilhelminische Gesellschaft keine „Untertanengesellschaft“ gewesen sei (S. 99). Dem Demokratieverständnis Friedrich Naumanns steht er positiv gegenüber und kann für seine Ansicht manche Trouville präsentieren. So habe Naumann bereits 1905 davor gewarnt, dass primär Rechtsgleichheit anstrebende politische Bewegungen nur ein kurzes Leben beschieden sei, weil sich der erzielte Erfolg nicht steigern lasse. Mit Marcus Llanque wird die Dynamisierung der politischen Debatten im Ersten Weltkrieg und die Vielfalt der darin vertretenen Positionen betont. Nicht wenige der Diskutanten hätten bei Kriegsende wie Ernst Troeltsch der Auffassung zugeneigt, dass die Demokratie unvermeidlich sei, jedoch angesichts der hochgespannten Erwartungen wie Max Weber die anstehenden Veränderungen eher skeptisch betrachtet.

Jens Hacke kennt die Nuancen seines Themas. So hat er keine Bedenken, den oft in Abrede gestellten Einfluss Carl Schmitts auf Helmuth Plessner hervorzuheben. In Anlehnung an Carola Dietze pointiert er die Aufgeschlossenheit des philosophierenden Soziologen, der von Schmitt gelernt habe, „das Politische zu identifizieren und mit dem Feind zu rechnen“ (S. 104), und damit seinen Sinn für die Eigenart genuin politischer Phänomene schärfte. Den Aufstieg des Faschismus in Italien erklärte Plessner ebenso originell wie bedenkenswert mit dessen Gewaltbejahung, die durch einen markanten „utopische[n] Überschuss“ (S. 197) gerechtfertigt werde. Gleichzeitig richteten sich seine Ausführungen gegen die linke Revolutionsemphase und die deutsche Jugendbewegung, deren „Authentizitätskult“ (S. 103) ein autoritäres Politikverständnis begünstigte.

Die liberalen Reaktionen auf den Faschismus bilden das Zentrum der Studie und erhalten weit mehr Raum als der zeitgenössisch ebenfalls debattierte Leninismus. Die Erklärung für diese wichtige Entscheidung leuchtet ein: „Während die Ablehnung des Sozialismus keiner neuen elaborierten Argumentation bedurfte und sich aus einer Perspektive bürgerlicher Besitzstandswahrung von selbst verstand, verlangte die Analyse und Kritik autoritär-korporativistischer Konzeptionen, die sich gleichzeitig antisozialistisch, antiliberal und antiparlamentarisch profilierten, besondere Aufmerksamkeit, weil sie desillusionierten und z. T. depravierten bürgerlichen Kreisen so attraktiv erschienen“ (S. 191). Hinzu kam, dass der politische Radikalismus virtuos demokratische Ressourcen nutzte. Die Bedeutung des Faschismus für Denker der Konservativen Revolution lasse sich jedenfalls kaum überschätzen. So sah Oswald Spengler mit ihm ein „caesaristisches Zeitalter“ (S. 136) beginnen, während Carl Schmitt dafür schwärmte, wie sich mit Hilfe faschistischer Mythen die Macht des Staates festigen ließe. Andererseits kritisierte der linksliberale Nationalökonom Moritz Julius Bonn die auf der radikalen Rechten herrschende Prinzipienlosigkeit, und der sozialdemokratische Staatsrechtler Hermann Heller spottete darüber, dass ausgerechnet „der korporative Staat [...] de facto ohne Korporation auskommen müsse“ (S. 183).

Vom Großschriftsteller Thomas Mann bis zu Fritz Schotthövel, dem einflussreichen Redakteur der Frankfurter Zeitung, werden die Anhänger der Weimarer Republik behandelt und Vorzüge wie Nachteile ihrer politischen Weltsicht erwogen. Im Resultat ergibt sich ein schattierungsreiches Bild, das mitnichten zum Klischee der „Republik ohne Republikaner“ passt. Vielmehr habe das neue Gemeinwesen von Beginn an engagierte und politisch hellsichtige Verteidiger gefunden. Zu ihnen rechnet Hacke auch den Wiener Rechtstheoretiker und Staatsrechtler Hans Kelsen, der wegen seiner jüdischen Herkunft und seiner Denkschärfe besonders gehasst wurde und gänzlich zu Unrecht als Vertreter eines formalistischen Rechtsverständnisses galt, das der Republik schweren Schaden zugefügt habe.

Die besondere Sympathie des Autors gehört mit Moritz Julius Bonn einem „Grenzgänger zwischen Wissenschaft, Politik, Diplomatie und Publizistik“ (S. 31), der über beste internationale Kontakte verfügte und die frühe Rezeption von John Maynard Keynes in Deutschland entscheidend beeinflusste. Im Unterschied zu vielen akademischen Kollegen besaß Bonn einen Sinn für die ökonomische Dimension des Politischen. Er monierte die Vorlieben in der Industrie für die rückwärts gewandte Verherrlichung des Ständestaats und stellte „die desaströsen Auswirkungen der Inflation für die gesellschaftliche Mitte“ (S. 314) heraus. Die Erfahrung dieses Ereignisses führte ihn zu der Überzeugung, dass eine liberale Wirtschaftspolitik den Sozialstaat als Korrektiv brauche. Dem Ordoliberalismus kann Hacke wenig abgewinnen. Seine theoretischen Entwürfe litten unter Unstimmigkeiten, die daraus resultierten, dass sich die Bejahung eines starken Staates nur schwer mit einem liberalen Weltbild vereinbaren lasse. Sobald freilich wie bei Wilhelm Röpke Ideen des „demokratischen Liberalismus“ erörtert wurden, stieg die konzeptionelle Anschlussfähigkeit nachhaltig.

Im Ausklang wird eine Gesamtdeutung des Liberalismus im 20. Jahrhundert unter den Chiffren „Ernüchterung“ und „Erneuerung“ versucht. Sie zeigt das von Reinhart Koselleck eindringlich herausgestellte Lernpotential historischer Niederlagen. Voraussetzung ist der desillusionierte Blick auf Erfahrungen, die den eigenen Erwartungen nur schlecht entsprachen. Gerade demokratisch eingestellten Liberalen war diese Haltung gegeben, und so gelang eine „Neujustierung“ (S. 401) des eigenen Weltbilds, von der sich manches lernen lässt. Vielleicht am wichtigsten ist die Erkenntnis, dass eine „wehrhafte Demokratie“ ihre Mittel rechtzeitig und energisch einzusetzen habe.

Jens Hacke hat eine souveräne Darstellung vorgelegt, die durch Einzelkritik kaum aus den Angeln zu heben ist. Sie bietet ein umfassendes Bild jener liberalen Denker, die sich erst für den Erhalt der Weimarer Demokratie einsetzten und nach der Katastrophe des Nationalsozialismus zu tiefgreifenden Reflexionsprozessen imstande waren. Es fragt sich allerdings, in welchem Ausmaß seine Deutung liberaler Theoriegeschichte Eigenarten der herangezogenen Quellengattungen widerspiegelt. Immerhin ging es bei den hochgradig politisierten Auseinandersetzungen der Zwischenkriegszeit darum, sich in Ideenkämpfen durchzusetzen, und dies begünstigte Camouflage wie den rein strategischen Einsatz von Argumenten. Nur mit Vertrauen in liberale Prinzipien ließ sich den in der Weimarer Republik ungemein einflussreichen „Verhaltenslehren der Kälte“ (Helmut Lethen) kaum begegnen. Dementsprechend schwierig ist zu sagen, wie Autoren ihre öffentlich vorgebrachten Argumente tatsächlich einschätzten. Den Wert der vorliegenden Studie ficht dieser Einwand freilich nicht an. Sie entwickelt ein breites Panorama an Vorstellungen, mit denen überzeugte Liberale auf die „Existenzkrise der Demokratie“ reagierten, und hat das Zeug zum modernen Klassiker.

Marburg

Ulrich Sieg



**ARCHIV DES
LIBERALISMUS**

Friedrich Naumann Stiftung
Für die Freiheit.

in Kooperation mit



recensio.net